

Sascha Dickel¹

Paradoxe Natur

Plädoyer für eine postromantische Ökologie

Grüne Gentechnik ist unnatürlich, Natürlichkeit ist gut – sagen die einen. Der Naturbegriff ist überholt, alles ist unnatürlich geworden – sagen die anderen. Und manchmal sagt eine Person beides zugleich. Der Versuch eines zukunftsfähigen Umgangs mit grüner Gentechnik ist in einer inneren Widersprüchlichkeit gefangen, welche die klassischen Instrumente der Kritik stumpf werden lässt. Diese Problematik verweist gleichwohl auf ein viel allgemeineres Phänomen: Unsere gesamte Moderne ist in ihrem Verhältnis zur Natur von einer Paradoxie geprägt. Einerseits hat die De-Naturalisierung der Welt ein historisch einmaliges Ausmaß erreicht. Das Zeitalter des Anthropozäns ist zugleich das Zeitalter von Biotechnologie und Bioökonomie. Andererseits ist Natur zu einem gesellschaftlich so bedeutsamen Wert aufgestiegen, dass man regelrecht von einer kulturellen Flucht ins Natürliche sprechen kann. Je mehr die „reine“ Natur verschwindet, desto stärker prägt sie als Symbol unser Denken und Handeln. Während unsere sozio-technische Praxis die Natur zunehmend verdrängt und dadurch die Trennschärfe des Naturbegriffs selbst immer mehr auflöst, ist die Natur zugleich zu einem ubiquitären Leitbild geworden.

Es wäre nun ein Leichtes, angesichts dieser Paradoxie in ideologiekritisches Lamentieren zu verfallen und der Gesellschaft eine kulturelle Schizophrenie zu unterstellen. Die folgenden Überlegungen versuchen, diesem Diskurs zu entgehen und zunächst zu klären, was die Berufung auf Natürlichkeit als Wert im Zeitalter des Anthropozäns überhaupt bedeuten kann. Erst dann lässt sich fragen, ob ein Ausweg aus der Paradoxie gegenwärtiger Naturverhältnisse möglich ist und inwiefern eine kritische Reflexion (bio-)technischer Praxis jenseits der Natürlichkeit gelingen kann.

Paradoxe Naturverhältnisse

Die Geschichte der Moderne lässt sich als Geschichte der Domestizierung der Natur erzählen. Modernisierung war und ist immer auch De-Naturalisierung. Daran hat sich bis heute nichts Grundlegendes geändert. Die Natur der Moderne ist eine gestaltete, geform-

¹ Zitationsvorschlag: Dickel, Sascha (2014): Paradoxe Natur. Plädoyer für eine postromantische Ökologie, in: TTN edition. 1/2014, online unter: www.ttn-institut.de/TTNedition, 4-10. [Datum des Online-Zugriffs]

te, gemachte Natur. Die Eingriffstiefe und -breite menschlichen Handelns hat gegenwärtig jedoch ein Ausmaß erreicht, das historisch ohne Vorbild ist. Phänomene, die wir klassischerweise als „natürlich“ betrachtet haben, erscheinen zunehmend selbst als Produkt sozio-technischer Praktiken und gesellschaftlicher Entscheidungen. Die Natur wurde zivilisiert und ihrer Natürlichkeit entkleidet. Natur und Gesellschaft sind miteinander verschmolzen. Damit stellt sich in aller Schärfe die Frage, ob der Naturbegriff selbst zu einer bloßen semantischen Hülle geworden ist. Mit der Rede vom Anthropozän eskaliert diese Krise des Natürlichen, wird damit doch angezeigt, dass wir nicht mehr von einem natürlichen, unberührten „Außen“ umgeben sind. Der gesamte Planet (samt seiner Atmosphäre) ist unser Gestaltungsraum geworden. „Außen“ ist nur noch das All.

Doch parallel zu einer wachsenden Schwierigkeit, eine Sphäre der Natur von einer Sphäre des Sozialen und/oder der Technik zu unterscheiden, hat die Sehnsucht nach einer Form von Natürlichkeit einen neuen Höhepunkt erreicht. Diese Sehnsucht zehrt von der Differenz zum Gesellschaftlichen/Technischem. Biologisch, ökologisch und nachhaltig soll unsere Nahrung sein. Ein Leben im Einklang mit der Natur ist zu einem Leitbild des guten Lebens schlechthin geworden. Je mehr unser Körper von Künstlichkeiten umgeben und durchdrungen wird, desto eher sollen die Produkte, die ihm zu Leibe rücken, das Siegel der Natürlichkeit tragen. Gerade die hochtechnisierten Agrar- und Hygieneindustrien versuchen, so natürlich wie möglich zu erscheinen – und wir lassen uns bereitwillig davon verführen. Natürlichkeit ist zu einem gesellschaftlichen Wert an sich geworden. Es gibt wenige Werte, die eine ähnlich selbstverständliche Akzeptanz erreicht haben (Gesundheit etwa, oder Sicherheit).

Die prägende gesellschaftliche Stellung eines Wertes lässt sich daran ablesen, wie stark er in der Alltagskommunikation als Symbol funktioniert, welches seine Wirkung ohne weitere Begründung entfaltet: Nicht Vertreter der Natürlichkeit, sondern deren Kritiker stehen heute unter Legitimationszwang. Ein Handeln und Reden gegen die Natur scheint geradezu per se unmoralisch zu sein. Wer sich daher anmaßt, die Natur verbessern zu wollen (anstatt sie „nur“ bestmöglich zur Geltung zu bringen), muss mit kritischen Einwänden rechnen. Wer gar offen sagt, dass er das Künstliche dem Natürlichen vorzieht, gilt leicht als Sonderling. Ausnahmen bestätigen lediglich die Regel.

Spätestens seit den Thesen Ulrich Becks zur Risikogesellschaft, also seit etwa 30 Jahren, sind sich wandelnde Natur-Gesellschafts-Verhältnisse ein zentrales Thema sozial- und geisteswissenschaftlichen Denkens geworden. Aus der Perspektive dieser Disziplinen mag der gegenwärtige Diskurs um das Anthropozän in erster Linie als Hype erscheinen, der lediglich zu demonstrieren scheint, dass die Reflexionstheorien der Naturwissenschaften ihren akademischen Nachbarn mittlerweile selbst bei ihrem ureigenen Gegenstandsbereich hinterher hinken. Die Entdeckung des Anthropozäns wirkt auf den ersten Blick wie eine Nachricht ohne akademischen Nachrichtenwert. Doch liegt die eigentliche kulturelle Sprengkraft des Anthropozäns nicht im Nachweis einer Durchdringung von Gesellschaft und Natur sondern in der Tat in der Globalität dieser Durchdringung. Im Anthropozän verschwindet die Natur als gesellschaftliches

„Außen“. Damit wird eine maßgebliche soziale Grenzziehung der Moderne ad absurdum geführt.

Natur als außersozialer Raum

Die Grenze zwischen Natur und Gesellschaft prägt das moderne Denken und Handeln. Unablässig weist die Moderne die Natur von sich und versichert sich so ihrer eigenen Identität als Zivilisation, als Sphäre von Politik, Kultur und Technik, als Reich des Gemachten, Gewollten und Geplanten. Für die moderne Gesellschaft war die Natur schon immer ein konstitutives „Außen“. Sie symbolisiert all das, was die Gesellschaft selbst nicht ist. Die Moderne hat diese Grenzziehung nicht erfunden. Vielmehr muss der Ausschluss von Naturphänomenen und die Verfestigung der Grenzen der Sozialwelt als gradueller Prozess verstanden werden, der bereits in vormodernen Gesellschaftsformationen seinen Anfang nahm. Doch kann die Moderne als erste Epoche begriffen werden, in der Natur und Gesellschaft tatsächlich in aller Schärfe als zwei getrennte ontologische Zonen in Erscheinung treten. Erst diese Trennung lässt die Gesellschaft als eigenlogischen Wirklichkeitsbereich in Erscheinung treten. Die Emergenz der Moderne markiert damit nicht zuletzt das Erscheinen der Gesellschaft als Begriff und einer Wissenschaft, der Soziologie, die sich ganz und gar der Reflexion dieser auf den Begriff gebrachten Gesellschaft verschreibt. Erst die Trennung von Natur und Gesellschaft verleiht der Gesellschaft ihre Identität.

Seit der Industrialisierung hat sich der Bereich des Gesellschaftlichen in einem zuvor kaum gekannten Maße ausgedehnt und die interne Komplexität sozialer, kultureller und technischer Architekturen immer weiter getrieben. Insbesondere als Folge des Buchdrucks und dessen medialer elektronischer Erben wurde die Gesellschaft als gemeinsames „Haus“ sichtbar, in dem die Menschheit wohnt und mit sich selbst über alle Raum- und Zeitgrenzen hinweg in Austausch treten konnte. Die Natur wurde damit – um kurz in diesem trügerischen Bild zu verweilen – zum Garten der Gesellschaft, den man sowohl bewirtschaften als auch bewundern konnte.

Je weiter die Gesellschaft ihre Netze auswirft und die Natur zähmt und technisiert, desto mehr erscheint die Natur als Grenze, deren Überschreitung Gefahren birgt. Doch gerade indem diese Grenzüberschreitung diskursiv zum außeralltäglichen Ereignis überhöht wird, desto mehr wird sie in der gesellschaftlichen Praxis zum Alltag und damit zugleich unsichtbar. Wie kein anderer hat Bruno Latour das Zusammenspiel von eindeutiger diskursiver Grenzziehung zwischen Natur und Gesellschaft und der gleichzeitigen sozio-technischen Dauerüberschreitung dieser Grenze rekonstruiert.²

Die Differenzierung von Natur und Gesellschaft ist in Latours Augen daher ein Selbstmissverständnis der Gesellschaft, die Moderne selbst ein Irrtum. Doch es ist verkürzt, die Trennung von Natur und Gesellschaft als bloße Ideologie oder zumindest doch

² Latour, Bruno (1998): Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie, Frankfurt.

als diskursive Fehlkonstruktion zu interpretieren. Die Differenzierung der beiden Sphären ist kein Selbstmissverständnis der Gesellschaft, dem man nun aufklärerisch entgegenreten und letztlich überwinden könnte. Gleichwohl verliert der Diskurs der Abgrenzung von Sozial- und Naturraum seine soziale Wirkmächtigkeit, sobald er als Diskurs selbst reflektiert wird. Dann wird deutlich, dass alle Abgrenzungsversuche von Natur und Gesellschaft in der Gesellschaft selbst stattfinden. Nicht die Natur zieht die Grenze, nicht „sie“ grenzt sich von „uns“ ab. Vielmehr grenzen „wir“ uns durch unsere alltäglichen Praktiken, kommunikativen Diskurse und technischen Installationen von „ihr“ ab. Die Grenze zwischen Natur und Gesellschaft ist eine gesellschaftlich konstruierte Grenze. Damit ist auch klar, dass diese Grenze variabel ist. Und vielleicht hat sich mit der Einsicht in den Konstruktcharakter von Gesellschaft und Natur im Anthropozän in der Tat das Verständnis von Natur als außersozialem Raum überholt. Doch wenn die Natur kein „Außen“ mehr ist – was ist sie dann? Was kann heute mit Natürlichkeit gemeint sein?

Da die Natur nicht mehr in der Lage ist, die Außengrenzen der Gesellschaft zu markieren, erscheint ihre symbolische Strahlkraft hochgradig erklärungsbedürftig. Denn wenn der Gesellschaftsraum und der Naturraum kaum mehr unterscheidbar sind, wie ist dann die hohe Wertschätzung des Natürlichen zu deuten? Warum verliert die Natur ihre dominante diskursive Funktion nicht einfach? Indes – das Gegenteil ist der Fall: Statt sich in die Ahnenreihe ehemals zentraler, nun aber entleerter, historischer Begriffe einzureihen, ist Natur mehr denn je diskursprägend. Will man die Paradoxie moderner Naturverhältnisse nicht als Pathologie aburteilen, so ist ein genauerer Blick auf die Pragmatik des Natürlichen in modernen Gesellschaften notwendig.

Natur als außersoziale Tradition

Der Techniksoziologe Ingo Schulz-Schaeffer weist darauf hin, dass mittlerweile „das Attribut ‚natürlich‘ als Gegenbegriff für alles das [fungiert], was als verändernder Eingriff in gewohnte und als unproblematisch vorausgesetzte Lebensumstände thematisiert wird. Der Begriff der Natur verschmilzt mit dem Begriff der Tradition“.³ Angesichts der zunehmenden Unmöglichkeit, Natur quasi-räumlich von einer kulturellen oder technischen Sphäre abzugrenzen, wird Natur damit immer mehr zu einem zeitlichen Begriff. Mit seiner Hilfe wird die Sphäre des Gewohnten und traditionell Erwarteten von den Unwägbarkeiten einer unbekannteren Zukunft kulturell geschützt. Wer sich heute auf Natürlichkeit beruft, meint eigentlich die Vertrautheit der Lebenswelt. Aus phänomenologischer Perspektive kann die Lebenswelt als unhinterfragter Boden, auf dem Subjekte stehen, um sich in ihrer Umwelt orientieren zu können, betrachtet werden. Sie ist der vertraute Teil der Welt, der nicht problematisiert wird. Sie fungiert als Set unhinterfragten Hintergrundannahmen, welches es überhaupt erst erlaubt, sich dem Unvertrauten zu nähern – und es gegebenenfalls zu hinterfragen.

³ Schulz-Schaeffer, Ingo (2000): Sozialtheorie der Technik. Frankfurt, New York, 36.

Im Prozess der Modernisierung wird die Lebenswelt jedoch selbst als kontingent erfahren und damit problematisierbar. Je weiter nämlich in der Moderne Sinnsphären auseinanderdriften und die eigene Kultur als Kultur unter anderen begriffen werden muss, desto eher wird deutlich, dass die eigenen Vertrautheiten die Unvertrautheiten der Anderen sind – und umgekehrt.

Der Rückgriff auf Natürlichkeit zur Verteidigung lebensweltlicher Vertrautheiten erscheint so in einem neuen Licht. Natur verschafft einen sozial kaum verhandelbaren Maßstab, der jenseits der Kontingenzen des Sozialen zu liegen scheint. Da dieses „Jenseits“ aber nicht (mehr) in einem gegenwärtigen „Außen“ gefunden werden kann, wird Natur eine Form von Tradition – aber nicht zu irgendeiner Tradition. Als moderner Wert betritt Natur den gesellschaftlichen Diskursraum nicht als kulturell kontingente Tradition (neben anderen Traditionen). Natur fungiert heute vielmehr als symbolischer Marker für eine ehemals heile, vormoderne Ordnung der Dinge. Sie bietet Identifikationspotential jenseits aller kulturellen Kontingenzen. Sie ist die Tradition der Moderne schlechthin geworden.

Wenn in der Werbung etwa die Natürlichkeit von Nahrungsmitteln behauptet wird, wird typischerweise auf Bilder traditioneller Landwirtschaft zurückgegriffen – diese Landwirtschaft wird dann aber eben gerade nicht als eine bestimmte sozio-kulturell situierte Praxis begriffen. Die Bilder von handgemachtem Käse, glücklichen Kühen und malerischen Bauernhäusern behaupten etwas ganz anderes zu sein, als (lediglich) das idealisierte Bild einer vergangenen (europäischen) sozio-technischen Praxis – sie flaggen sich vielmehr als schlicht und einfach natürliche Form der Landwirtschaft aus. Natürlichkeit ist zum Symbol des über alle kulturellen Differenzen hinweg Bewahrenswerten geworden. Sie ist kein impliziter Raumbegriff mehr, sondern ein impliziter Zeitbegriff: Mit dem Streben nach Natürlichkeit wird Vertrautes in der Vergangenheit gesucht, um die Zukunft (als Zone des Unvertrauten) zu vermeiden. Natürlichkeit ist das neue Leitbild eines über alle sozialen Grenzen hinweg anschlussfähigen Konservatismus.

Die kulturellen Quellen dieser Form der Naturdeutung liegen freilich bereits in der frühen Moderne. Mit dieser Ausdehnung des Innenraums der Gesellschaft zur Zeit der Industrialisierung änderte sich bereits schleichend die Art und Weise, wie Natur wahrgenommen und thematisiert wurde. Sie war nun nicht länger nur ein Feind, den man bekämpfen oder überlisten musste und eine Ressource, die es auszubeuten galt, sie wurde mit der Romantik zugleich zu einem Symbol gegen die Konsequenzen der Moderne, zu einem Reich des Eigentlichen, das sich der prosaischen Vernunft industrieller Instrumentalität entzog. Damit wird auch und gerade die (Um-)Formung des Natürlichen zunehmend sozial problematisiert. Diese Problematisierung hat zwei Gesichter. Zum einen kommt die Natur als etwas besonders Bewahrenswertes zur Sprache, als fragile Natur, die ihrer Gestaltung durch den Menschen kaum etwas entgegensetzen kann und deshalb vor Eingriffen geschützt werden muss. Zum anderen wird die Natur aber als Etwas erlebt, das sich menschlicher Kontrolle immer wieder entzieht und als außer Kontrolle geratene, monströse Natur selbst zur Bedrohung für den Menschen werden kann. Insbesondere in der Schwarzen Romantik werden Wissenschaft und Technik zu

unheilvollen Werkzeugen einer instrumentellen Vernunft, welche sich wahnhaft in ihr Gegenteil verkehrt und Monströsitäten hervorbringt, wo vorher natürliche Unberührt-heit herrschte. Mit der Romantik deutete sich somit bereits eine Wende hin zu einem temporalen Naturverständnis an, wurde aber immer von einer Vorstellung von Natur als unvertrautem „Außen“ überlagert. Erst in der Gegenwartsgesellschaft ist die Deutung von Natur als Symbol einer kontingenzentobenen Tradition beinahe konkurrenzlos geworden.

Ökologische Konsequenzen

Die Implikationen dieses romantischen Symbols für den Umgang mit Technik im Allgemeinen und der kommunikativen Behandlung von grüner Gentechnik im Besonderen, können kaum überschätzt werden. Dem modernen Leitbild einer (temporal verstandenen) Natürlichkeit zufolge, kann die Natur nicht verbessert werden. Jeder Eingriff in das, was als natürlich gilt, muss dann vielmehr als Angriff auf jene symbolischen Vertrautheiten gedeutet werden. Der Versuch einer „Verbesserung“ der Natur öffnet dem Unvertrauten Tür und Tor, er beschädigt die implizite Erwartung, dass es trotz aller Kontingenzen der Gesellschaft immer noch einen stets verlässlichen Anker von Stabilität und Sicherheit gibt.

Die grüne Gentechnik ist für diese Problematik mehr als nur ein illustratives Beispiel – sie bringt vielmehr das Problem gegenwärtiger Natur-Gesellschafts-Verhältnisse auf einzigartige Art und Weise zum Ausdruck. Sie ist nämlich nicht nur eine Technik, welche die bestehende Natur in ihrer fragilen Natürlichkeit bedroht, sie verwandelt diese fragile „natürliche“ Natur zugleich in eine monströse „widernatürliche“ Natur, die als Projektionsfläche für kollektive Ängste und Befürchtungen fungieren kann.

Doch die Gesellschaft ist kein Schauerroman, gentechnisch veränderte Pflanzen sind keine Monster. Je mehr Natürlichkeit als Wert zu einem zeitlichen Begriff wird, desto mehr bedient er lediglich konservative Abwehrreflexive. Die Flucht in eine idealisierte Vergangenheit hilft in einer durch und durch technisierten Welt nicht mehr weiter. Der Leistungsfähigkeit der Natürlichkeitssemantik zur Gestaltung der Zukunft ist somit bescheiden. In einer Welt, in der sozio-technische Praktiken mittlerweile den gesamten Globus durchziehen, scheint eines sicher: Die Zukunft wird mehr denn je von gesellschaftlichen Entscheidungen und technischen Installationen und Infrastrukturen geprägt sein. Der Weg zurück ist verschlossen. Eine Ökologie des Antropozäns sollte daher eine Ökologie sein, die eine Gestaltung von Systemen ermöglicht, in der Soziales, Technisches und Natürliches unauflösbar ineinandergreifen. Eine solche Ökologie müsste postromantisch sein – sie müsste eine starke Trennung von Natur und Gesellschaft hinter sich lassen – und zwar nicht nur als quasi-räumliche Differenzierung (das ist heute bereits weitgehend geschehen), sondern auch und gerade als Grenze, die Bewahrenswertes und Monströses sauberlich auseinanderhalten will.

Die Ökologie hat der romantischen Idee der natürlichen Ordnung ihre eigene Erfolgsgeschichte zu verdanken. Doch mit der Reflexion des Anthropozäns werden die Grenzen jeglicher Natürlichkeitsvorstellungen sichtbar. Der temporale Naturbegriff wird uns noch lange begleiten, da er zentrale lebensweltliche Funktionen erfüllt. Die Differenzierung von Natürlichkeit und Künstlichkeit wird somit (vorerst?) weiter bestehen bleiben. Doch eine Ökologie des 21. Jahrhunderts sollte sich der Grenzen von Natürlichkeitsvorstellungen bewusst sein, sich von ihren romantischen Wurzeln befreien und die Gegenwart anthropozäner Verhältnisse anerkennen.

Eine tragfähige Alternative liegt im Begriff der Nachhaltigkeit. Dieser ist in die Zukunft gerichtet, nicht in eine (idealisierte) Vergangenheit. Die dringend notwendigen Diskurse um eine zukunftsfähige Gestaltung der Gesellschaft, die in der Lage ist, Vielfalt zu bewahren, Möglichkeiten offen zu halten und resiliente Systeme zu konstruieren, können ohne den Rückgriff auf (scheinbar) natürliche Ordnungen geführt werden. Doch nötigt ein Verzicht auf die Natürlichkeitssemantik noch lange nicht zum Verzicht auf eine kritische Reflexion von Technologien.

Eine Ökologie des Anthropozäns müsste gleichwohl darauf verzichten, Technologien aufgrund ihrer „Widernatürlichkeit“ zu diskreditieren. Es mag dann weiterhin plausibel sein, Irritationen der Lebenswelt zum Anlass zu nehmen, Technologien überhaupt erst einmal kritisch zu hinterfragen und auf ihre Implikationen auszuleuchten, und die Fragen zu stellen, auf die es ankommt: Wem nützt eine Technik? Wem schadet sie? Welche Nebenfolgen sind zu erwarten? Genügt unser Wissen, um Gefahren abschätzen zu können? Dass solche und ähnliche Fragen weiterhin – und womöglich zunehmend – verhandelt werden müssen, steht außer Frage. Die Antworten, die darauf in konkreten Anwendungsfällen gefunden werden, werden Hinweise darauf geben, ob und wie eine Veränderung dessen, was einst „Natur“ genannt wurde, den Weg in eine zukunftsfähige Gesellschaft eher öffnet oder verschließt. Eine solche Beurteilung wird immer fallspezifisch sein müssen. Sie wird gentechnische veränderte Pflanzen genauso betreffen wie die „natürliche“ Landwirtschaft – und noch darüber hinausgehen.

Eine Ökologie des 21. Jahrhunderts könnte eine Ökologie der Vielfalt sein. Ihr Thema wäre nicht nur die Tier- und Pflanzenwelt, sondern auch die Ökologie von Informationssystemen und sozialen Praktiken. Sie wäre nicht nur eine Soziale Ökologie, sondern eine Sozio-Technische Ökologie. Eine solche Ökologie müsste verstehen, dass das, was als natürlich gilt, noch lange nicht nachhaltig sein muss – und umgekehrt.